

REGARDS

CALAIS

Die Flammen besorgen den Rest

Tobias Müller

Im Eiltempo räumen die französischen Behörden das Flüchtlingscamp bei Calais. Dabei geht es mehr darum Tatkraft zu zeigen als Lösungen zu finden.

Nach zweieinhalb Tagen meldet Fabienne Buccio Vollzug. Kurzfristig tritt die Präfektin am Mittwochnachmittag vor die Presse und erklärt ihre Mission für erfüllt. „Es ist das Ende des 'Jungle'“. Es gibt keine Migranten mehr im Camp.“ Fürwahr, ein schneller Abschluss der großen Räumungsaktion, die nach Willen der Behörden endgültig einen Punkt unter das Thema Transitmigranten in Calais setzen soll. Am Abend zuvor hat Buccio am selben Ort von 4.014 Migranten gesprochen, die per Bus in eins der Aufnahmezentren irgendwo in Frankreich gebracht worden seien. 4.014 von geplanten weit über 7.000.

Am gleichen Vormittag noch hat die Präfektin sich selbst ein Bild von der Lage gemacht, drüben im „Jungle“, vielleicht einen Kilometer von der Abfahrtsstelle der Busse entfernt. Gesehen hat sie dort, wie sich die Gruppe von 20 Demontage-Arbeitern in orangefarbenen Overalls und weißen Helmen langsam weiter in den „Jungle“ vorarbeitet, „Parameter für Parameter“, wie es Buccio selber auf einer ihrer Pressekonferenzen nannte. Vier Bulldozer begleiten sie und leeren ihren Schaufelinhalt in riesige Container. Die Abbruchstelle wird von einer Einheit der Bereitschaftspolizei CRS bewacht, in voller Kampfmontur und schwer bewaffnet.

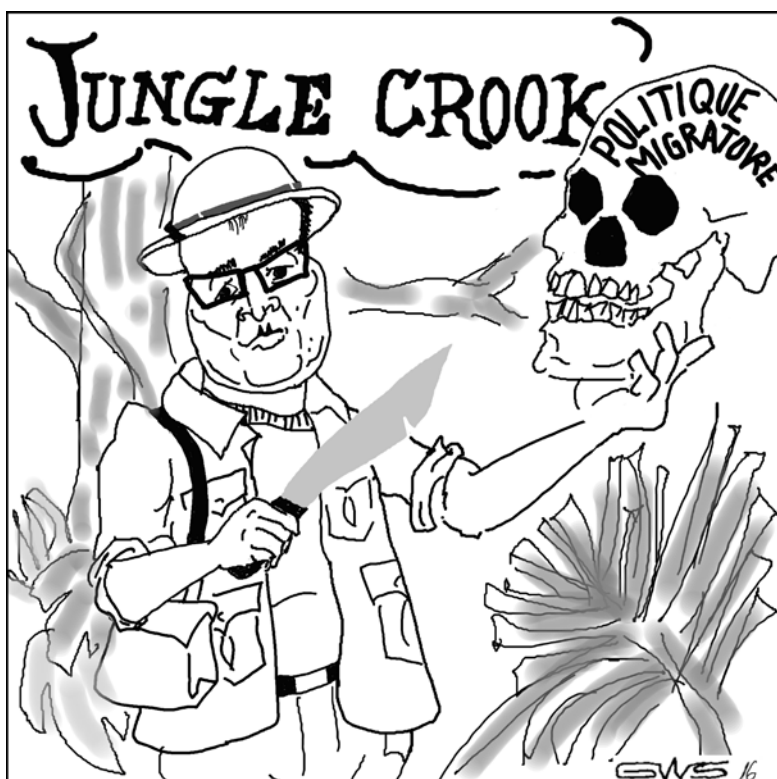
Möglich, dass der Rauch Fabienne Buccio die Sicht genommen hat. Vielleicht ist es auch dieser penetrante Geruchscocktail, nach verbranntem

Plastik, verbranntem Holz, verbrannten Textilien, der ihre Wahrnehmung vernebelt. Sicher aber ist: die Präfektin irrt. Der „Jungle“ ist ganz und gar nicht „leer“, im Gegensatz zu dem was die Agenturen sogleich in die Welt echoen. Zwar warten auch am dritten Tag der „Operation Bergung“ - so heißt die Räumung offiziell - lange Schlangen auf die Busse, und die Bewohner des „Jungle“ verlassen in Gruppen das Gelände. Doch zwischen aufgegebenen Behausungen laufen noch immer Menschen herum, die hier nicht weg wollen. Und die keineswegs bereit sind, ihre Mission aufzugeben, auch wenn diese nicht so schnell erfüllt wird wie die der Präfektur.

„Es ist das Ende des 'Jungle'.“

Ein junger Iraner antwortet unbeeindruckt „UK“ auf die Frage, was er nun machen werde. Von wo aber will er dorthin gelangen? Manche der Camp-Bewohner brechen in diesen Tagen zu anderen, kleineren „Jungles“ auf, an der Kanalküste oder bei Autobahn-Rastplätzen im Hinterland. Der Mann scheint die Frage nicht zu verstehen. Er zeigt auf den Boden. Ein Freund, ebenfalls Iraner, verleiht der Geste Nachdruck. Er legt die Decke, die er mit sich trägt, auf den Sand und sich darauf. „Hier schlafe ich. Und mehr brauche ich nicht.“

Mehr wird er hier allerdings auch schwerlich finden in dieser und den nächsten Nächten. Seit mehr als zwölf Stunden nämlich brennt der „Jungle“ von Calais, das bekannteste





Das Ende des „Jungle“? Ein paar Tausend MigrantInnen sind per Bus in eins der Aufnahmezentren irgendwo in Frankreich gebracht worden.

Flüchtlingslager Europas. Mal kurz und flackernd, mal lichterloh flammt es an verschiedenen Stellen auf dem Gelände. In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch begann es, ein Feuer Teppich, der erst nach mehreren Stunden unter Kontrolle war.

Migranten, die aus Protest gegen die Räumung ihre Hütten anzündeten, gab es schon öfter im „Jungle“. Vier Afghanen, so die Behörden, sind unter diesem Verdacht festgenommen worden. „Wenn Afghanen weggehen, legen sie Feuer“, zitieren verschiedene Medien Fabienne Bucios eigenwillige Kultur-Anthropologie. Im „Jungle“ macht jedoch eine andere Version die Runde: Mehrere Bewohner erzählen, sie hätten gesehen, wie Polizisten die Brände gelegt hätten. Auch dies eine steile These. Unabhängig vom Brandstifter bleibt unter dem Strich freilich eine Erkenntnis: Die Flammen haben dem „Jungle“ den Rest gegeben.

Das vor kurzem noch so lebhaftes Camp hat in diesen Tagen eine Metamorphose im Schnelldurchgang durchlaufen. Spätestens seit vergangene Woche die Restaurants und Läden ihre Schließungsbefehle bekamen, zog die Atmosphäre einer Geisterstadt ein. Die Generatoren verstummten, die Musik auch, und das soziale Herz des „Jungle“ hörte auf zu schlagen. Nicht wenige Bewohner

machten sich auf den Weg in andere Camps in der Nähe und ließen ihre Hütten zurück.

Inzwischen lässt die Geisterstadt eher an den Schauplatz eines Bürgerkriegs denken. Überall steigt Rauch aus den Trümmern empor, Aschehaufen erinnern an die Bretterbuden und Zelte, die hier vor kurzem noch standen. Die kahlen Gerippe von Behausungen wirken gespenstisch. Über allem hängt eine dichte schwarze Rauchwolke, so riesig, dass sie selbst vom Hafen aus zu sehen ist. Seit Stunden löscht die Feuerwehr, doch der Wind entfacht die Flammen immer wieder neu. Wasserlachen durchziehen das Gelände. Gelegentlich ist das dumpfe Knallen einer explodierenden Gastkartusche zu hören.

Später am Nachmittag, als noch immer Rauch über dem „Jungle“ hängt und hier und da Flammen lodern, kehren seltsame Aspekte einer Normalität zurück, die es hier nicht mehr gibt. Vorne an der Autobahnbrücke wird aus einem Bus mit GB-Nummernschild warmes Essen ausgegeben. Auf einem freien Platz zwischen Brandruinen spielen junge Migranten Fußball. Eine Gruppe gelangweilter Bereitschaftspolizisten in Kampfkleidung amüsiert sich unterdessen über den Zustand einiger Dixi-Toiletten. Lachend kommentieren sie ihn mit ein paar „putain“, einer macht sogar ein Foto.

Für Hamid (Name geändert), einen 16jährigen Afghanen, ist inzwischen klar, dass er die Nacht auf jeden Fall im „Jungle“ verbringen wird - wenn auch in den abgetrennten Mehrbett-Containern, die die Behörden seit Februar unterhalten. Seitdem standen sie jenen Migranten offen, die zumindest über einen Asylantrag in Frankreich und den Transport in ein Aufnahmezentrum nachdenken wollten. Nun sind darin Minderjährige untergebracht, deren weiteres Schicksal noch nicht geklärt ist.

„Hier schlafe ich. Und mehr brauche ich nicht.“

Hamid ist einer von ihnen. Das Plastikband an seinem Handgelenk zeigt, dass er registriert wurde. Er hat Verwandte in London, doch anders als 234 jugendliche Flüchtlinge aus dem „Jungle“, die mittels Familienzusammenführung in der letzten Woche legal ins Vereinigte Königreich gebracht wurden, ist sein Schicksal noch nicht entschieden. Und weil Hamid schon Monate am Kanal gewartet hat, will er auch an diesem Abend wieder probieren, sich an einem nahen Rastplatz in einen LKW zu stehlen. Genau wie gestern, als er nach einem weiteren fehlgeschlag-

nen Versuch zum Schlafen wieder in den „Jungle“ kam.

Patrick Visser-Bourdon, der Leiter des Polizeikommissariats Calais, ist also etwas voreilig, als er am Morgen des dritten Räumungstags bei einem Ortsbesuch erklärt, keiner der ursprünglich 1.200 Kinder und Jugendlichen verbleibe noch im Camp. „Allerdings kamen gestern neue Minderjährige hier an“, gesteht er. Was tun, wenn der Migrantenstrom nach Calais nicht versiegt? Eine Entwicklung, über die man sich in Stadt und Präfektur bislang wenig bis keine Gedanken gemacht hat. Ein Szenario dafür gebe es nicht, versichert Patrick Visser-Bourdon.

Auch bei denjenigen, die vorläufig in Frankreich bleiben, ist es nicht gesagt, dass sie ihr Ziel, nach England zu kommen, aufgegeben haben. So wie der Iraner Mohamed, der sich, als der Nachmittag sich schon dem Ende nähert, mit Gepäck und einem breiten Grinsen auf den Weg zu den Bussen macht. „Bye-bye Jungle“, sagt er und die Erleichterung steht ihm ins Gesicht geschrieben. Morgen wird er in einem Aufnahmezentrum an der spanischen Grenze sein. Und vielleicht, sagt Mohamed, wird er ja eines Tages von Spanien aus nach England kommen.

THEMA

Sans changement de cap, les jungles continueront de fleurir sur le territoire français - même après l'évacuation.



FOTO: © JULIA DRUELLE

CALAIS, ÉTERNEL RECOMMENCEMENT

Mission inaccomplie

David Angel

Le démantèlement de la « jungle » de Calais ne représente pas une solution à long terme. Les migrants reviendront, les bidonvilles aussi. Regard en arrière sur les origines du problème.

« Mission accomplie ». C'est ce que rapportent les agences de presse : la « jungle » de Calais, c'est fini, une fois pour toutes. « Tout le monde est à l'abri », a fait savoir, mercredi après-midi, la préfète du Pas-de-Calais, Fabienne Buccio. Aux oubliettes de l'histoire, cette tâche en pleine figure de l'Europe, la jungle en plein monde civilisé. Ils sont donc plusieurs milliers à avoir pris le chemin de ces centres d'accueil mis en place à la va-vite à travers presque toute la France - seules la Corse et la région Île-de-France n'accueilleront pas de migrants de Calais. Ils renonceront par la même occasion du moins temporairement, du moins en partie, au rêve d'une Grande-Bretagne toujours moins accueillante.

C'est une bonne chose, cette évacuation. Car contrairement à ce que voudraient faire croire certains, la jungle était une horreur : insalubre, dangereuse, malsaine. Entre conditions d'hygiène insupportables et absence d'espoir, entre ratonnades de militants d'extrême droite et arrestations, il ne faisait pas bon y vivre. Pour les habitants de Calais aussi, la situation était devenue invivable. Sans parler des routiers, pour qui un passage de la France à l'Angleterre ressemblait de plus en plus à un parcours d'obstacles. Aucun doute : le statu quo était devenu insupportable,

et en ce sens tout changement ne peut qu'être salué. En soi.

Or, la mission semble moins accomplie que ne voudraient le faire croire les autorités françaises. 5.596 personnes auraient été évacuées entre lundi matin et mercredi soir. Toute la population de la jungle, à en croire la préfecture. Pas plus que deux tiers pour les associations, qui estimaient à plus de 8.000 les habitants du campement. Où sont passés les autres ? Certains seraient restés dans la jungle. C'est ce que rapportent des observateurs qui se trouvent sur place (voir aussi p. 6). D'autres auraient pris la fuite avant l'évacuation, se repliant sur d'autres campements, plus petits, moins connus, aux alentours de Calais.

Sept démantèlements depuis 2002

L'hypothèse selon laquelle une nouvelle jungle pourrait voir le jour, une fois l'attention policière et médiatique retombée, n'est pas à exclure. Au contraire : depuis la fermeture du centre d'accueil de Sangatte, démantelé en 2002 par le ministre de l'Intérieur de l'époque Nicolas Sarkozy, des campements sauvages ont été rasés à sept reprises. À chaque fois, des migrants ont commencé à réinstaller leurs tentes peu de temps après le démantèlement.

C'est que la situation qui engendre l'afflux massif de « clandestins » à Calais demeure inchangée. Malgré ses politiques antimigrants des dernières années, la Grande-Bretagne reste une terre promise aux yeux de beaucoup.

En raison, notamment, de la présence d'importantes communautés immigrées, mais aussi de l'absence d'une obligation de porter sur soi des papiers d'identité. Un vivier d'emplois non déclarés assez conséquent et l'inexistence d'une inspection du travail - même si des contrôles existent et ont lieu plus régulièrement désormais - font le reste.

Alors comment éviter qu'une nouvelle jungle s'installe à Calais ou aux environs ? Pour certains, dont Nicolas Sarkozy, Alain Juppé, mais aussi le Défenseur des droits - une sorte d'Ombudsman à la française - Jacques Toubon, résilier les « accords du Touquet » serait une solution envisageable. Ils rejoignent en cela, pour d'autres raisons certes, un certain nombre d'ONG. Ainsi, en décembre 2014, le Secours catholique, Emmaüs et Médecins du monde ont appelé à renégocier ces textes. La Commission nationale consultative des droits de l'homme française estimait dans un rapport publié en juillet 2014 que les accords faisaient de la France « le bras policier de la politique migratoire britannique ».

Accords asymétriques

Signés en 2003 par... Nicolas Sarkozy, les accords déplacent la frontière franco-britannique dans les ports de Calais et de Dunkerque d'un côté et dans le port de Douvres de l'autre. Une solution parfaitement asymétrique en pratique, puisque les migrants quittant l'Angleterre pour rejoindre la France sont très peu nombreux. Si le « Brexit » a ravivé les ten-

sions autour de ces accords, François Hollande et son ministre de l'Intérieur Bernard Cazeneuve en refusent pour l'instant toute renégociation.

Car pour dénoncer les accords du Touquet, il faudrait aussi dénoncer le protocole de Sangatte de 1991, qui, en instaurant des contrôles britanniques sur le sol français, a jeté les bases desdits accords. Ainsi que le protocole additionnel de 2000, qui permet au Royaume-Uni de renvoyer sans jugement des migrants « indésirables » vers la France, et toute une série d'arrangements administratifs entre les deux pays. Si les accords du Touquet prévoient une clause de dénonciation, il n'en va pas de même pour le protocole de Sangatte. Le « Brexit », lui, ne devrait a priori pas avoir d'incidence sur les textes signés au Touquet : s'agissant d'accords bilatéraux, ils ne sont pas directement concernés par une sortie du Royaume-Uni de l'Union européenne.

Au contraire, le « Brexit » pourrait avoir comme résultat un nouveau durcissement de la législation migratoire britannique. Alors qu'en 2015, le Royaume-Uni n'a accueilli que 32.275 demandeurs d'asile - soit la moitié de la France, qui elle non plus ne brille pas par son rôle de « terre d'accueil » -, un changement positif n'est en tout cas pas à prévoir. Tant que les relations économiques entre les deux pays, même après un « Brexit », l'emporteront sur les questions humanitaires, une renégociation des traités bilatéraux ne semble que peu probable. Et les jungles continueront de fleurir sur le territoire français.